

Einheit und Friede sind Geschwister, wenn sie in Freiheit miteinander verbunden sind.

Papst Paul VI.

Zwischen ökumenischer Übereinkunft und sachlichem Dissens

Ende März wurden von den Geschäftsstellen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und des Evangelischen Kirchentages die Arbeitspapiere für das Ökumenische Pfingsttreffen 1971 in Augsburg veröffentlicht. Diese sog. „März-papiere“ waren zwischen September 1970 und Anfang März 1971 von sechs gemischten Arbeitskreisen in drei bis vier Voll- und in einer Reihe von Gruppensitzungen entworfen und redigiert worden. Die Mitglieder der Arbeitskreise — ca. je 15 Katholiken und evangelische Christen bei Mitarbeit einzelner Vertreter der Altkatholiken und der Freikirchen — waren von der von den Veranstaltern mit der Durchführung der Vorbereitung des Treffens beauftragten „Gemischten Kommission“ berufen worden. Die Mitglieder dieser vorbereitenden Arbeitskreise werden auch den Grundstock der sog. „Mitarbeiterkonferenz“ vom 2. und 3. Juni bilden, die dem eigentlichen Pfingsttreffen (3. bis 5. Juni) mit der Absicht gründlicherer und umsichtigerer Vorbereitung der Diskussionsthemen vorgelagert wurde.

Paradoxe Ökumene?

Mit der Bekanntgabe der Papiere ist die Phase der nicht-öffentlichen Vorbereitung abgeschlossen. Die bis zum Augsburger Treffen noch verbleibende Zeit soll interessierten Einzelnen, Gruppen und Gemeinden Gelegenheit bieten, sich mit den vorgelegten Papieren auseinanderzusetzen und eigene Diskussionsbeiträge einzureichen. Aufgabe der Mitarbeiterkonferenz wird es sein, die eingelauften Voten zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe aus den jetzt vorliegenden Papieren die endgültigen Diskussionsgrundlagen für das offene Treffen vom 3. bis 5. Juni bereitzustellen. Ob es allerdings bis dahin noch zu einem „allgemeinen und lebendigen Gedankenaustausch“ reicht, ist indessen mehr als fraglich. Denn die Zeit ist sehr kurz bemessen: Bis zum 10. Mai sollen alle Eingaben bereits vorliegen. Hinzu kommt, daß man es an einer sachgemäßen Ermunterung zur Diskussion bisher hat fehlen lassen und daß man das Wissen über die Vorbereitung selbst weitgehend auf die unmittelbar beteiligten Gremien beschränkte: Damit weckte man wenig Interesse, aber einigen Ärger, so daß sogar ein hoher Kirchenmann wie Bischof Scharf Engführung vermutete und nicht näher definierte Westberliner Gruppen aufforderte, in Augsburg „den Zwang zu sprengen“ (nach epd, 18. 3. 71).

Schließlich ist zu bedenken, daß sich das kirchliche *Diskussionsinteresse* vor allem in ökumenischen Fragen seit der ersten „Ankündigung“ des Treffens im Frühjahr 1968 gewandelt oder verlagert hat. Was damals als ökumenische Pioniertat erschien, galt nach den stürmischen Kirchentagen von Essen 1968 und Stuttgart 1969 nicht wenigen in den Kirchenleitungen als verdächtig, als ein zwiespältiges Unternehmen, dem man mißtraute, dem man jedenfalls keine allzu buntgemischte Öffentlichkeit wünschte: Deswegen und wegen mancher befürchteter ökumenischer Experimente der zähe interne Streit vom Herbst 1969 bis Frühjahr 1970, ob man es bei einem paritätisch besetzten Delegiertentreffen belassen oder sich doch für eine kirchentagsähnliche „offene“ Veranstaltung entscheiden solle. Darüber sind eine Menge Illusionen, aber auch einige Hoffnungen gestorben. Indessen ist aber die Entwicklung vorangeschritten, und manchem heißen Thema hat die Zeit (Interkommunion) oder das kirchliche Gesetz (Mischehe) den Stachel gezogen. Ökumene im eigentlichen und ursprünglichen Wortsinn als zwischenkirchliches Bemühen um christliche Einheit hat einiges an Anziehungskraft verloren. Man wundert sich also nicht, wenn das erhoffte „Echo in Zeitschriften und Zeitungen“ nicht sehr laut ist. Die Kirchen befinden sich gegenwärtig in der gewiß nicht verkehrten, aber dennoch paradoxen Situation, daß sie durch Kritik von außen und innen überreizt und durch wachsendes Desinteresse verunsichert zusammengetrieben werden, ohne die inneren Motive ihres Einheitsstrebens geprüft und gesiebt zu haben. In einer solchen Situation kann man weder eitle Zuversicht bei allen kirchlich Verantwortlichen noch überschäumende Begeisterung in der Masse des Kirchenvolks erwarten.

Ein bezeichnendes *Symptom* für diese Entwicklung: Ursprünglich war an drei große Generalthemen gedacht: „Fragen des Glaubens“, „Gemeinsame Aufgaben der Christenheit in der Gesellschaft“, „Probleme des Zusammenlebens in der Kirche“. Diese wurden im Frühjahr 1970 aufgeschlüsselt in die sechs Arbeitskreisthemen „Glaubensnot und Kirchen“, „Gottesdienst“, „Ehe“, „Sorge für den einzelnen Menschen — individuelle Lebenshilfe“, „Dienst der Christen an den gesellschaftlichen Minderheiten: die Gastarbeiter“, „Entwicklung — Verantwortung der Christen“. Sieht man nun die Arbeitspapiere durch, so scheint vom dritten Generalthema am wenigsten übriggeblieben zu sein: Nur von den Arbeitskreisen zwei (Got-

tesdienst) und drei (Ehe) wird es ausdrücklich angesprochen; aber auch dort bildeten die „Probleme des Zusammenlebens der Kirchen“ kaum den Nerv der Kontroversen. Ist die Einheit schon so weit vorangekommen, daß diese Frage bereits ins zweite oder dritte Glied rückt? Sieht man die *Einheit* schon weit genug gediehen, so daß man wenig Veranlassung sieht, die Fragen, die noch zwischen den Kirchen stehen, anzufassen und aufzuarbeiten, oder haben die gesellschaftlichen Probleme der inner- und zwischenkirchlichen Auseinandersetzung endlich den Rang abgelaufen? Wie verträgt sich dies mit der vielbeklagten Introversion der Kirchen? Geben die Arbeitspapiere darüber Aufschluß?

Was ist Glaubensnot?

Es wäre nicht gut, alle Papiere nur nach diesem Paradox zu befragen oder gar daran zu messen. Damit würde bereits die Thematik des ersten Papiers, „Glaubensnot und Kirche“, falsch zugespitzt. Es gab auch hier Frager, die genau wissen wollten, wie *konfessionell verschieden* die Glaubensnot sei, und die enttäuscht waren, daß nicht „konfessionell kontroverser“ diskutiert wurde. Man fand aber erst zu einem publikationsreifen Papier, als man alle Gruppen- und Konfessionsfärbungen durch die Arbeit eines Einzelnen überpinseln ließ, der zwar etwas akademisch-abstrakt, aber auch unbekümmert radikal danach fragte, wie es mit Gott und Glaube hier und jetzt in Gesellschaft und Kirche bestellt sei. Ihm selbst fiel dafür der lange schier unmögliche Konsens und dem Arbeitskreis die getane Arbeit in den Schoß.

Der Text beginnt mit provozierender Nüchternheit. „Gott“, so lautet die erste Feststellung, „ist eines der meist mißbrauchten Worte unserer Sprache.“ Man ist nicht nur gedankenlos mit ihm umgegangen; man hat im Namen Gottes auch Unrecht getan oder gerechtfertigt. Mit Gott wird Unfug getrieben: Einmal wird er als Exponent und Garant menschlicher Wünsche vereinnahmt, ein andermal als „Neider und Verderber menschlichen Glücks“ gefürchtet, ein drittes Mal als Lückenbüßer an die Grenzen unserer Erkenntnis gesetzt. Woher kommt es, daß wir Gott nicht mehr in den Mund nehmen möchten? Der schiefe Sprachgebrauch ist *ein* Grund: „Wir nennen Gott den allmächtigen Vater und bewegen uns damit in der Vorstellungswelt einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung.“ Manchen war das zu überheblich. Sie sahen Jesu Zeugnis vom Vater und das christliche Credo an einer empfindlich-zentralen Stelle von intellektuellen Zynikern desavouiert. Und in der Tat: so *kann* man den Satz interpretieren. Was er aber aussagen wollte, war etwas gar nicht zu Leugnendes: Welches Wort des Credo befindet sich in einer größeren Spannung zu unserer gesellschaftlichen Erlebniswelt? Steckt aber nicht in solcher Spannung eine sehr echte und sehr gefährliche Glaubensnot?

Aber der Text nennt noch *andere* Gründe: die verdunkelte Sinnfrage, die Entfremdung zwischen Glaube und Wirklichkeitserfahrung, den religiösen *Sprachzerfall*. Dieser Sprachzerfall ist nicht nur eine Not der Erkenntnis, sondern ganz praktisch und leibhaftig eine Not des Handelns, an der die Christen (teils selbstverschuldeten) Anteil nehmen: durch Überbeschäftigung mit internen Problemen, „mit vordergründigen Theologie- und Strukturfragen“; durch innere Unsicherheit, die häufig in einer „Glaubensnot durch Bewahren“ mündet oder in ein un-

kritisches Mitläufertum ausartet („dilettantisch übernommene Sozialkritik“); die vermeintliche oder auch offenkundige *Ohnmacht* des Glaubens, weil sich aus ihm keine unmittelbar wirksamen Modelle menschlicher Selbstfindung in den Nöten der Zeit ableiten lassen; eine fast *krankhafte* Mentalität der Unfreiheit und Angst unter Christen: das alles zählt das Papier zur Realität Glaubensnot, in die Christen und Kirchen täglich geraten. Auch die Kirchen selbst werden nicht geschont. Zugespitzt heißt es von ihnen: „Für viele sind die Kirchen, die konkreten Formen des kirchlichen Lebens und die in den Gemeinden herrschende Mentalität eher ein Hindernis als eine Hilfe und eine Einladung zum Glauben.“ Es folgen als Beispiele für den fehlenden oder verstellenden Dienst am Glauben bekannte und weniger bekannte Stichworte: „Dienstleistungsbetrieb für die religiösen Bedürfnisse“, Kluft zwischen offiziellem Kirchenglauben und Glauben der „Gläubigen“, „maßgebliche Unverbindlichkeit“ dogmatischer Bekenntnisformulierungen.

Doch beläßt es das Papier nicht bei dieser „negativen Bilanz“. Es fragt nicht weniger scharf nach den *wachsenden Chancen für ein wahrhafteres Glaubenszeugnis*: „Angesichts seiner unaufhebbaren Endlichkeit kann der Mensch die Identität mit sich und seiner Welt niemals aus sich selbst heraus finden und schaffen.“ Das Bewußtsein radikaler *Endlichkeit*, an der alle *Utopien* scheitern, macht die *Sinnfrage* zum Ansatz eines neuen Sprechens von Gott, das die biblischen Kernattribute Gottes wieder besser begreifen läßt: der Gott der Menschen, der zum Menschen in seiner leibhaften individuellen und gesellschaftlichen Verfassung ja sagt; der Gott des Kreuzes, in dem die volle Göttlichkeit Gottes, die alle menschlichen Maßstäbe zerbricht, sich offenbart; der Gott der Zukunft, der Handeln nicht verhindert, sondern provoziert, aber auch Mut „zur Hoffnung gegen alle Hoffnung“ macht. Diese „Göttlichkeit Gottes“ läßt uns in Christus den *qualitativ* neuen Anfang erkennen. Dieser neue Anfang bringt „keine neuen inhaltlichen sittlichen Weisungen“, sondern stellt das Menschsein in eine ganz neue Perspektive: Indem er die Vorläufigkeit des Bestehenden aufweist, durchbricht er alle „ideologischen Absolutheitsansprüche“. Indem der christliche Glaube „die Zukunft Gottes unter den Bedingungen der Gegenwart“ vorwegnimmt, setzt er (innerweltlich nicht einholbare) neue Maßstäbe für Denken und Handeln! Durch ihren „eschatologischen Charakter“ führt (konsequente) christliche Praxis den Menschen aus seiner Verzwecklichung heraus; dadurch hat er auch innerweltlich eine humanisierende Wirkung.

„Von dieser Botschaft des Glaubens, welche die Kirche ausrichtet, muß sie sich auch selbst richten lassen.“ Deshalb, so folgert das Papier, kann die christliche Einheit nur auf dem Weg der *Umkehr zu radikaler Erneuerung* wachsen: das geschieht weder durch Nivellierung der konfessionellen Traditionen noch durch Verharren in einer bestimmten geschichtlichen Gestalt, sondern durch Prüfung der je eigenen Tradition am Ursprung. Die unmittelbare Nutzenanwendung für die Gegenwartsökumene bleibt ebenso vorsichtig, wie die Forderung nach Selbstprüfung der Kirchen biblisch nüchtern ist: „Ob sich dabei die traditionellen Unterscheidungslehren endgültig erledigen oder ob die eigentlichen Differenzen erst zum Vorschein kommen, nachdem die bisherigen Mißverständnisse beseitigt sind, ist gegenwärtig eine kaum zu entscheidende Frage.“ Die Kernfrage, die für Augsburg bleibt, lautet also wohl:

Führt die erlebte und durchlittene, aber vielfach auch zerredete und verdrängte Glaubensnot die Christen zur Einheit durch eine authentisch christliche Erneuerung oder in eine noch schmerzhaftere Spaltung durch ideologische Gegensätze?

Gottesdienst — ökumenisch

Das zweite Papier, „Gottesdienst“, ist nach einem ähnlichen Gedankenschema aufgebaut. Die gemeinsame Not der Christen steht auch in ihm an der Spitze. „Moderne“ Erfahrungen werden zunächst festgehalten: Da Gott eine leere Formel ist, braucht es keinen Gottesdienst. Die einen sagen, dem Menschen genüge seine kritische Vernunft; die anderen deuten Gebet und Gottesdienst als „fromme Manipulation“, noch andere als Narkotikum der Mitmenschlichkeit; wieder andere suchen Gott im Gottesdienst, den sie brauchen, um mitmenschlich zu leben, glauben ihn aber gerade dort *nicht* zu finden.

Darauf gibt der Arbeitskreis eine *Antwort aus dem Glauben*: „Jesu Tod am Kreuze und seine Auferstehung sind in der Welt und für die Welt geschehen. Darum geht der Gottesdienst die Welt an. Das soll und kann dazu helfen, daß Menschen den Anruf Gottes in ihrem Alltag vernehmen.“ Weil aber der Gottesdienst diesen Anforderungen nicht genüge, habe er an öffentlicher Bedeutung verloren: „Der christliche Gottesdienst bezeugt und lebt davon, daß Gott für die Welt da ist. Er wird in dem Maß glaubwürdig, wie Christen die Freiheit der Kinder Gottes im Dienst am Wohl der Menschen bewähren. Wo sie das tun, erweist sich die Notwendigkeit ihres Gottesdienstes.“ Begründung des Gottesdienstes also allein von der Welt, genauer von der Aktion her? Es bleibt jedenfalls bei dieser Aussage. Der Rest handelt von der Möglichkeit ökumenischer Gottesdienste. Das Papier spricht ein rundes Ja zu ihnen, bleibt aber in der Frage der gemeinsamen Eucharistie vorsichtig. Ziel der Gottesdienste ist nicht nur die Ökumene, sondern die Verlebendigung des Glaubens: „*Ökumenische Gottesdienste verstärken das Interesse für gottesdienstliche Fragen. Durch Konfrontation der verschiedenen Traditionen können sie zu einer Neubesinnung auf den Gottesdienst in der eigenen Konfession führen.*“

Die eigenen Modellvorschläge scheinen aber nur sehr dürftig dieser Erfahrungsvielfalt zu entsprechen. Das Wort und die ihm zugeordneten Stilmittel (Information, Reflexion: Features, Reportagen, Filme) haben offensichtlich Handlungssymbole und sakramentale Zeichen in den Hintergrund gedrängt. Könnten so ökumenische Gottesdienste die *einseitige Intellektualisierung* des Gottesdienstes fördern, oder kündigt sich in den neuen liturgischen, vor allem musikalischen Ausdrucksformen (Tanz, psychedelische Elemente) bereits eine Gegenbewegung an?

Wichtig für das Zueinander der Kirchen sind die *Grundperspektiven*, in die ökumenische Gottesdienste gestellt werden: a) Die ökumenische Bewegung kann auf die Dauer nicht von Gottesdiensten allein leben. b) Ökumenische Gottesdienste können auf die Dauer nicht von gelegentlicher gemeinsamer Gottesdienstvorbereitung leben. (Deshalb wird u. a. vorgeschlagen: Ökumenische Gottesdienste in die längerfristigen Gottesdienstordnungen aufzunehmen, interkonfessionelle Arbeitsteilung bei themengebundenen Gottesdiensten, Anerkennung als Erfüllung der „Sonntagspflicht“ bei den Katholiken.) c) Ökumenische Gottesdienste bedürfen der Ergänzung durch ge-

meinsames Tun. d) Ökumenische Gottesdienste können auf die Dauer nicht als bloße Zusatzveranstaltungen eingeführt werden. Aus diesen „Regeln“ könnten kurzfristig *ökumenische Impulse* werden. Doch gibt sich das Papier selbst einen Bremsen, indem es auf vorhandene Ängste verweist: „Ein Übermaß an ökumenischer Praxis gefährdet das Eigenleben der Konfessionen.“

Nimmt man diesen Hinweis ernst, wird man auch die vorsichtig vermittelnde Haltung in Fragen *gemeinsamer Eucharistie* besser verstehen. Es bemüht sich um „biblische Grundlagen“ und gibt zu verstehen: „Trotz der Verschiedenartigkeit bekennen die christlichen Kirchen die eine Kirche Christi . . . Diese in Christus vorgegebene Einheit verlangt von den Christen ein entsprechendes Verhalten . . . Daher müssen die Kirchen, die ihre Taufe gegenseitig anerkennen, sich aber von der Mahlgemeinschaft ausschließen, erklären, was sie unter ‚Gemeinschaft mit Christus‘ verstehen.“ Die Situation wird als schwierig empfunden: Die einen sehen in dem gemeinsamen Glauben an die eucharistische Gegenwart Christi einen hinreichenden Grund für die gemeinsame Feier der Eucharistie. Die anderen klammern die Eucharistie aus dem gemeinsamen Glaubenszeugnis aus; dadurch drohe die Eucharistie zu einer „unwesentlichen Randerscheinung“ zu werden. Wieder andere halten ohne gemeinsame Eucharistie alle ökumenische Aktivität für sinnlos; doch gäbe es auch solche, die den Sinn der Eucharistie aus sozialem Impetus überhaupt in Frage stellen. Die einen verstehen sie als Ziel der Einheit, die anderen als Weg zur Einheit: Letzteres scheint aber der *strengen Praxis der alten Kirche* zu widersprechen, die zur Kommunion nur zuließ, wer in *voller Gemeinschaft* mit der Kirche war. Die einen fühlen sich verwirrt, die anderen drängen. Die einen leiden unter der Spaltung, die anderen sehen sie in der Forderung nach gemeinsamer Eucharistie verharmlost. Empfehlungen werden nicht ausgesprochen. Der magere Konsens deutet die Schlußfrage an: „Ist hier nicht der Ort für gegenseitige Rücksichtnahme und gegenseitiges Gewährenlassen, auch da, wo man noch nicht oder nicht mehr versteht?“

Dieses Papier läßt am meisten ahnen, was noch zwischen den Christen steht. Dabei kam das *eigentlich* Trennende — vielleicht nicht zwischen den Konfessionen, aber zwischen den Christen — nur am Rande zur Sprache: Was wir Christen unter Eucharistie konkret und im Vollzug verstehen, wieweit sie Zentrum des christlichen Lebensvollzugs oder — auch im Leben der Kirchen — nur Randerscheinung, Aktualisierung und Vergegenwärtigung des Christusgeschehens oder nur rituell überformte mitmenschliche Mahlgemeinschaft ist. Ob dieser Zündstoff in Augsburg auch wirklich gezündet wird?

„Ehe“ und „Lebenshilfe“

Wir resümieren die Arbeitspapiere drei und vier aus Raumgründen unter einem Titel, doch sie gehören auch thematisch zusammen: Der Bereich von Ehe, Sexualität und Familie ist ein hervorragendes Feld individueller Lebenshilfe der Christen und der Kirchen, und der Aspekt der Lebenshilfe kommt im Ehepapier einschließlich des Abschnitts über die Mischehe in erster Linie zum Tragen. Auch der *Ehetext* beginnt wieder mit „modernen“ Infragestellungen. Das Meinungsfeld modischer Aussagen wird kräftig variiert: Einem Teil der Leute erscheine die

derzeitige institutionelle Form der Ehe als fragwürdig (unzumutbare Einschränkung der Sexualität; Ehe im Dienst des Machtstrebens; Stütze des herrschenden Systems; Hemmnis für die Chancengleichheit der Frau usw.). Auch die empfohlenen *Variationen* zur veralteten Institution Ehe werden genannt: Ehe auf Zeit, Partnertausch, Gruppenehe, Großfamilie. Zugleich wird versichert, daß nach Umfragen immerhin ca. 90 Prozent eine herkömmliche Ehe eingehen wollen. Dennoch seien manche Vorwürfe ernstzunehmen: die Herkunft aus der patriarchalischen Ordnung, die einseitige Ausrichtung auf Zeugung, die biblisch begründete Leib- und Geschlechtsfeindlichkeit. Damit traf man allerdings mehr vergangene als gegenwärtige Übel, mit den gegenwärtigen (Belastungen der Kleinfamilie, sittliche Anforderungen der Partnerschaft, „Egoismus zu zweit“) verfuhr man behutsamer.

Zum Thema *Unauflöslichkeit* wird als *opinio communis* festgehalten: „Jesus selbst weist die gesetzlich geregelte Scheidungspraxis seiner Zeit zurück und beruft sich auf den ursprünglichen Willen Gottes . . . Er verkündet damit kein neues Gesetz; vielmehr ruft er dazu auf, das Festhalten an der einmal geschlossenen Ehe als Ausdruck lebendigen Glaubens zu verstehen.“ Zum Thema *Kind* wird gesagt: „Ehe ist grundsätzlich auf Familie hin offen, jedoch muß das Wohl der Kinder und der Ehepartner in einer verantwortungsbewußten Familienplanung berücksichtigt werden. Aber auch die kinderlos bleibende Ehe kann ihre Erfüllung finden.“ Zwecks besserer Persönlichkeitsentfaltung in der Ehe plädiert man für „größere Freiheit gegenüber überkommenem Rollendenken“: Das gelte besonders für die Frau, „die heute Aufgaben außerhalb der Familie finden kann, die ihr angemessen sind“. Als Hilfen werden gefordert: familienergänzende Gemeinschaftsformen für Kinder und Erwachsene, ehevorbereitende und ehebegleitende Bildungseinrichtungen (besonders wegen der zunehmenden Frühehen), mehr wirtschaftliche und soziale Unterstützung, Förderung von Familiengruppen und Großfamilien „neuen Stils“. Zur Hilfe an den *gescheiterten Ehen* heißt es sehr grundsätzlich: Es komme in jedem Fall darauf an, „daß die Kirchen in ihrem Verhalten beides, die Forderung Jesu und sein Wort der Vergebung, zur Geltung bringen“.

In der Substanz nicht sehr aufregend (wie der gesamte Text) sind die Ausführungen zur *Mischehe*. Nur einige wenige bezeichnende Feststellungen seien hier registriert: a) Gewachsen sei die Erkenntnis, „daß kirchliche Ordnung entscheidend als Hilfe für den Menschen und nicht vor allem als Forderung und Verpflichtung zu sehen und zu gestalten ist“. b) „Durch die neuen Regelungen sind die hauptsächlichsten Schwierigkeiten für die Brautleute behoben.“ c) „Die Entscheidung für die religiöse Kindererziehung sollte von dem Zurücktretenden nicht als Verzicht auf Durchsetzung des eigenen Standpunktes, sondern als eine Lösung verstanden werden, die es ermöglicht, gemeinsam zu tun, was man in seiner konkreten Situation als das Bessere erkannt hat.“ d) „Die Wirklichkeit des Glaubens des einzelnen wird heute viel stärker als in der Vergangenheit aus vielen Quellen und Erfahrungen der Gesamtchristenheit gestaltet. Es liegt auf der Hand, daß diese Tatsache besonderes Gewicht für konfessionsverschiedene Ehepaare und ihre Kinder hat.“ Mit „offener“ Kommunion der Ehepaare wird gerechnet: eine allgemeine Norm könne daraus jedoch nicht abgeleitet werden.

Während das Ehetema offensichtlich recht unkontrovers verhandelt wurde, blieb ausgerechnet im Arbeitskreis „Individuelle Lebenshilfe“ der Konsens aus. Das durchaus realistische und lebensnahe Mehrheitspapier war einer Minderheit zu wenig gesellschaftsbezogen. Sie legte deshalb ein *Zusatzpapier* vor. Der Unterschied zwischen beiden liegt in der Tat allein in der Einschätzung der Ursachen individueller Not und nicht in einer gegensätzlichen Sichtweise dieser Not selbst. Das Mehrheitspapier nennt gewichtige Notzustände, Umweltbedingungen, die Notsituationen schaffen und denen kaum zu entrinnen ist: die zu engen Wohnverhältnisse, die Anonymität in der Masse, die Kinderfeindlichkeit, den Leistungsdruck, die Überflutung durch Konsum- und Nachrichtenmaterial. Sodann die familieninternen Konflikte: das Generationenproblem, die Unzufriedenheit mit sich selbst, die Verborgenheit der Not . . . „bis zu einem überraschenden Selbstmord“. Das Mehrheitspapier setzt mehr auf die *Einsicht in eigene und fremde Schuld* und auf das befreiende und zugleich strapazierende Wort Jesu: „Ich aber sage euch . . .“ Auch in ihm fehlt es nicht an Gesellschaftsbezogenheit: „Die Christen müssen . . . die Ursachen jeder Not im Zusammenhang erforschen.“ Aber das war den Autoren des Zusatzpapiers zu wenig: Helfen ist für sie „Verändern in einer bestimmten Richtung“; helfen heißt für sie Partei ergreifen und solidarisch sein. Es gebe kein „soziales All-round-Engagement“. Von daher bleibt für sie alle herkömmliche kirchliche Lebenshilfe „zwiespältig“. Sie helfe zwar, stabilisiere aber zugleich die unmenschlichen Verhältnisse und bringe uns dadurch in die Rolle des Räubers und Samariters zugleich. In diesem Papier ist *christliche Radikalität mit marxistischem Rigorismus gemischt*. Doch dieser Vorwurf läßt die Autoren kalt. Sie begegnen ihm mit der Feststellung: „Der Streit, ob man . . . marxistische Elemente aufnehmen dürfe, ist jedenfalls so lange müßig, als die Christen an einem radikalen Eintreten für die Menschlichkeit des Menschen und seiner Gesellschaft dem Weg der Marxisten weder eine eigene Theorie noch eine ungebrochene Praxis gegenüberstellen können.“ So einfach machte es sich das Mehrheitspapier nicht. Wird die Spannung zwischen beiden in Augsburg ausgetragen, könnte gerade die Diskussion über Lebenshilfe für die gesellschaftliche Aktivität der Christen klärend wirken.

„Gastarbeiter“ und „Entwicklung“

Gesellschaftspolitisch kontrovers ging es auch in den beiden letzten Arbeitskreisen über Gastarbeiter und Entwicklungshilfe zu. Die Papiere verraten allerdings nicht mehr viel davon. Sie bringen für den mit den beiden Problemen einigermaßen Vertrauten nicht viel Neues. Gerade im *Arbeitskreis Entwicklung* waren „Professionals“ am Werk, die sich gegenseitig schon zu gut kannten. Es wurden Fragen gestellt und Anregungen gegeben. Es wird Grundsätzliches ausgeführt zur europäischen Wanderungsbewegung und zum Begriff sozial-ökonomischer Entwicklung. Das *Gastarbeiterproblem* wird als ökumenische und gesellschaftspolitische Herausforderung gesehen. Die Gemeinden werden aufgefordert, beide Herausforderungen ernster zu nehmen und konkrete Hilfen zu bieten. Eine Reihe gesetzlicher Maßnahmen werden angesprochen (Mitbestimmungsrechte im Betrieb, Verbesserung des Ausländerrechts), aber daß man nicht konkret

genug spricht, zeigt sich schon daran, daß dem *Wohnungsproblem* acht Zeilen gewidmet sind, der *Schulsituation* hingegen immerhin das Doppelte. Während aber in der Schule und um die Schule die Probleme (Sprach- und Einschulungsschwierigkeiten, Sonderklassen für Ausländer) objektiv komplizierter sein mögen, ist die Unrechtssituation auf dem Wohnungssektor um so eklatanter. Sie ist keinesfalls, wie der Text nahezu legen scheint, als Sonderfall der allgemeinen Wohnungsnot zu erklären.

Am *Entwicklungspapier* sind weniger die allgemeinen Perspektiven interessant, die Erkenntnisse der letzten Jahre widergeben (sozial-kulturelle Gesamt- und keine bloße Wirtschaftsentwicklung, Entwicklung als Partnerschaft, Kritik an der Rüstungspolitik), als die Vorschläge zur Intensivierung der Zusammenarbeit der Kirchen im Entwicklungsbereich: Verstärkung des Erfahrungs- und Informationsaustauschs, gemeinsame Förderung ökumenischer Initiativen in den Entwicklungsländern, Abstimmung über Öffentlichkeitsarbeit und Bewußtseinsbildung, Zusammenarbeit bei der Spendenwerbung. Beide Kirchen werden aufgefordert, ihren Entwicklungsbeitrag aus dem Steueraufkommen zu erhöhen. Auch in der kirchlichen Entwicklungspolitik wird Parteilichkeit gefordert. Sie sollen nicht nur gegen entwicklungspolitisch umstrittene Wirtschaftsunternehmen (Cabora-Bassa-Staudamm, Volkswagenwerk in São Paulo) und politisch motivierten Wirtschaftsboykott („Kuba-Syndrom“) angehen. Die Autoren stehen nicht an, zu einer neuen Form kirchlichen Lobbyismus aufzufordern: „Gegenüber nationalen Wirtschafts- und Sicherheitsinteressen sollten sie sich als Anwalt und Lobby der Dritten Welt verstehen.“

Dissens in der Sache?

In dem *gemeinsamen Vorwort* zu den Arbeitspapieren sprechen die Herausgeber, der Generalsekretär des ZdK

und der Generalsekretär des Evangelischen Kirchentages, von einer doppelten Einseitigkeit: 1. Manche Papiere gäben nur *einen* Standpunkt wider, obwohl mehrere divergierende Standpunkte in den Arbeitskreisen vorgetragen wurden. 2. In anderen Texten sei vornehmlich das enthalten, worüber man sich habe einigen können, während man das Kontroverse wegließ. Harmonisierte man also vordergründig auf gut „ökumenisch“ und verschwieg den sachlichen Dissens? Diese Frage läßt sich nicht für alle Papiere gleich beantworten. In Grundfragen des Glaubens wie in der Diagnose der Glaubensnot gab es wohl keinen fundamentalen Dissens, auch wenn das in den Kirchen verschieden geprägte theologische *Wirklichkeitsverständnis* unbewältigt im Hintergrund blieb. Manche sowohl zwischen den Konfessionen wie zwischen den überkonfessionellen kirchlichen Strömungen kontroverse Glaubensfragen (Eucharistie-, Amts- und Eheverständnis) kamen nicht angemessen zum Zuge. Man hatte offensichtlich nicht immer den Mut, den Fragen auf den Grund zu gehen. Manche Textpassagen erwecken den Eindruck, als ob das Mitleid mit dem ach so entfremdeten modernen Menschen die Radikalität sittlicher Forderungen an diesen Menschen zu sehr gebremst hätte. Hat man auf diese Weise mehr an Konsens erreicht, als die Ehrlichkeit in der Sache verträgt? Die Gegensätze unter den Christen sind vermutlich tiefgreifender als die vorliegenden Diskussionspapiere sie vermitteln: nicht nur quer durch die Konfessionen, sondern auch zwischen konfessionell geprägten Gruppen und Christentümern, die sich freilich wiederum nicht mit den Konfessionsgrenzen decken. Ob diese tieferen Gegensätze *innerhalb oder an der Grenze des gemeinsamen Glaubens* in Augsburg selbst zur Sprache kommen, dürfte davon abhängen, in welcher Mischung traditionsgebundene Kirchgänger, spirituelle oder pragmatische Reformer und aufklärerische Neuerer miteinander diskutieren.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Die christliche Fernsehwoche in Baden-Baden

Zu den erfolgversprechenden ökumenischen Unternehmungen der beiden Kirchen gehört die gemeinsame Internationale Christliche Fernsehwoche. Nach dem ersten Versuch vor zwei Jahren in Monte Carlo fand sie vom 21. bis 27. März zum zweiten Mal in Baden-Baden statt. Es war außerdem das erste Mal, daß sich christliche Fernsehfachleute zu einem Erfahrungsaustausch und Programmvergleich in so großer Zahl in der Bundesrepublik trafen. 160 Teilnehmer aus 17 vorwiegend europäischen Ländern (die einzigen nichteuropäischen Ländervertreter kamen aus Kanada und aus dem Kongo) stellten auf der christlichen Tele-Messe zur Schau, was das Vorauswahl-Komitee für das zur Zeit Beste auf dem Gebiet

des religiösen Fernsehfilms gehalten hatte.

Auswahlkriterien

55 Produktionen waren zum Vergleich und in der Hoffnung auf Preise und „lobende Erwähnungen“ eingereicht worden, 22 von ihnen wurden wegen angeblicher technischer Mängel und fehlenden christlichen Engagements nicht zur Vorführung zugelassen. Das belastete die Fernsehwoche, noch bevor sie begonnen hatte. Es spricht jedoch für die Träger der Fernsehwoche, UNDA und WACC, die katholische und die evangelische internationale Organisation für Rundfunk- und Fernseharbeit, daß sie relativ souverän mit

der sich entladenden Kritik fertig wurden. Als die Frage nach den Kriterien der Vorauswahl gestellt wurde, ließ man die Kritiker sich erst einmal aussprechen. Man versprach, alle Fragen zu sammeln und sie später gemeinsam zu beantworten, was auch geschah. Am gezieltesten war die Kritik, wo von einem „ideellen Generationenproblem“ gesprochen wurde. Der älteren Generation, die die Fernseharbeit nach dem Motto „kirchliche Präsenz auf dem Bildschirm“ einst in Gang brachte, wurde die jüngere Generation gegenübergestellt, der es mehr um den „ideellen Gehalt des Christentums“ in den Bildschirmproduktionen gehe. Beiträge dieser Art, so hieß es mißmutig, seien anscheinend im Filter der Vorauswahl-